

Der Prinzenteer.

Novelle von Emma Behnisch-Kappstein

Als die hübsche Sekretärin der Baronin für heute entlassen war, durchstöberte sie den Papierkorb nach einem Briefumschlag, in den sie das Konzertbillet fassen wollte, das ihre Herrin ihr geschenkt.

Zwischen den raschenden Blättern traßen ihre Finger auf eine große steife Karte. Sie nahm sie an sich und betrachtete sie. Die Karte war goldgerändert und trug den Ausdruck: Fünfhundert zum Besten der leidenden Veteranen. Ihre königlichen Hoheiten Prinz und Prinzessin Karl August haben ihr Erscheinen angeordnet. Darunter waren Ort und Datum angegeben. Links in der Ecke stand: Eintritt 10 Mark.

Selene zauderte, die Karte in den Korb zurückzulegen. Wenn sie aus Unachtsamkeit hingeworfen ist, dachte sie. Sie meinte, sie müsse sie im Vorraum dem Diener übergeben, damit er die Baronin aufmerksam mache, daß vielleicht ein Irrtum vorgefallen. Als ihr aber der Diener in den Mantel half, steckte er eine so hochwürdige Miene auf, daß sie nicht wagte, ihn des weiteren zu bekümmern. Lieber würde sie die Karte, die sie in ihr Täschchen getan, morgen selbst ihrer Dame ausgeben.

Beim Mittagessen zeigte sie der Mutter den Fund. Die Pastameisterin sagte: Du hast mir doch erzählt, daß die Baronin jeden Donnerstag Empfang hat. Und dieser Wohlthatigkeitstag fällt auch auf einen Donnerstag. Also ist es sicher, daß sie die Karte wegwarf. Sie kann sie nicht benutzen.

So hätte sie sie doch mit sich nehmen können, murmelte das Mädchen. Sie wird's vergessen haben. Wie oft hat sie dir Konzerte und Theaterbilletts geschenkt. Übrigens — da du die Karte einmal hast: benutze sie und mache kein Aufheben davon. Die Baronin würde dir's nicht verargen, wenn sie wüßte, wo du sie gefunden.

Selenens Augen leuchteten auf. Aber ich habe nichts anzuziehen, Mama.

Du hast doch die weiße Theaterhülle —

Nein, Mama, das geht nicht.

Die kluge Mutter sann nach. So zieh das schwarze Kleid an, das du zur Trauer um Papa trugst. Wer in Trauer geht, braucht sich nicht zu putzen und sieht immer fein aus. Und du bist blond, die sieht nichts besser als schwarz.

Am Abend traf sie sich im Tiergarten mit ihrem Schatz, dem Buchhalter von Schmidt und Wagner. Straußend floß sie ihm entgegen: Meine Baronin hat mir ein Billett zum Hoftee geschenkt. Es kostet zehn Mark.

Verstört sah er sie an. Laß doch die Kindereien, Lena. Mir ist tolelend.

Rein Gott, was hast du? Bist du krank?

Er schüttelte den Kopf. Es muß heraus, Lena. Nur dir kann ich's gestehen. Du wirst mich nicht verachten. Ich habe, als ich dir voriges Jahr zum Geburtstag den Federhut schenken wollte, mich an der Staffe vergiffen. Seitdem habe ich Wochen für Wochen, um mit dir auszugehen zu können, fünf gerade sein lassen. Seit' ihm's entdeckt worden. Ich habe dem Chef mein Ehrenwort gegeben, ihm zum Ersten fünfshundert Mark zurückzuerstatten. Daraufhin hat er versprochen, mich nicht zu entlassen, weil er sonst mit dir zufrieden ist. Wenn ich aber das Geld nicht anbringe, bin ich brotlos.

Sie war gut und lieb mit ihm. Sie war so stolz auf ihn. Es schmeichelte sie, daß er ihr wegen zum Verbrecher geworden. Ich verpöndle alle meine Kleider und meine Schreibmaschine, tröstete sie, und verschaffe dir das Geld.

Aber sie ging nicht ins Pfandhaus. Eine abenteuerliche Vorstellung hatte schon, als Richard ihr gebedacht, von ihr Besitz ergriffen. Der Tee mit der Prinzessin! Sie würde ihr zu Füßen fallen, sie um Gnade bitten, die Prinzessin würde einen Brillantring von Finger streifen, der Hunderttausende wert war.

Vor ihrer Mutter schwebte sie von Sorge und Hoffnung.

Am Vorabend der Gesellschaft veranlaßte sie die Verabredung mit dem Bräutigam, weil sie an ihrem Kutzen zu basteln nicht aufhören konnte.

Als sie sich zum Tee schmückte, setzte sie den Federhut auf. Er machte sie zur Dame. Ihre schlanke Gestalt erschien in dem knappen und langen Kleide noch feiner. Auf elegante Fuß- und Handbekleidung hielt sie immer, das hatte sie der Baronin abgequodt.

Klopfenden Herzens stieg sie aus

der Elektrischen. Die Straße war voll Menschen. Zu Hause gedrängt standen sie vor dem Kunstsalon, in dem der Tee stattfand. Denn joeben fuhren die Hofkutschen an. Selene wachte nicht, wie sie durch das Gedränge den Eingang gewinnen sollte. Irrendwo sah sie einen Schutzmannshelm blinken; dort hoffte sie Hilfe. Da tauchte dicht vor ihr ein Lafai mit Adlern in den Silbertruffeln auf und teilte die Menge. Sie hing sich an seine Schritte und erreichte die Tür. — Jetzt erst bemerkte sie die Gruppe von Offizieren und Damen, denen er Bahn geschafft. Höflich blieb sie stehen, ließ die Herrschaften passieren und trat unmittelbar hinter ihnen in das Haus.

Eine Reihe von Dienern flankierte die Treppe. Am Treppenhof standen Herren in feierlichem Schwarz. Sie neigten sich tief vor den Kommenden. In der Verwirrung blieb Lena nicht weiter als eine Stufe hinter den Damen, und jeder Gruß, der die vor ihr Schreitenden empfing, wurde ihr wiederholt.

Sie hörte jemand sagen: „Prinz und Prinzessin Karl August.“ Und es durchschloß sie: man hält dich für eine Hofdame.

In der Garderobe sprangen die Diener, ihr den Mantel abzuziehen. Die Säle waren hell und warm. Auf den vielen kleinen, kostbar gedeckten Tischen blühten Tulpen und Narzissen. — Eine Fülle hochgewachsener Männer, die sie, sofern sie nicht Uniform trugen, alle für Minister und Gelehrte hielt, und vornehmer, schöner Frauen promenierte leise plaudernd bei sonntäglicher Begleitung oder ließ sich auf brackbespannten Sesseln nieder und nahm Erfrischungen. Sie postete genau auf, wie die Damen gingen, saßen, tranken.

Alle Welt kannte sich. Es schwirrte nur so von Durchlaucht und Gräfin und Hoheit. Seide flüsterte, Zunder blitzte, Wohlgerüche fluteten. Eine süße Trunkenheit umwebte das Mädchen.

Tennoch war sie verlegen, was sie mit sich anfangen sollte.

Wenn sie hin und her wanderte, meinte sie, es sähen sie alle an.

Sie setzte sich in einer Ecke nieder. Sofort wuchs vor ihr ein Diener aus dem Boden, der ein Leberbrot präsentierte. Ein zweites bot Gebäck dar.

Sie nahm von allem, aber es war ihr nicht möglich, etwas zum Munde zu führen. Mit Erstaunen hielt sie das unwahrscheinlich dünne Vorklein der chinesischen Tassen gegen das Licht.

Junge Damen, die Beilchenstränge feil hielten, gingen vorüber. Sie waren alle schlant und groß und blond wie sie, diese preußischen Aristokratinnen, und trotz der Gewähltheit der Toiletten waren diese doch wie die ihre vom Grund der Einfachheit bestimmt. Wenn Lena zwischen den Köpfen in einen Spiegel blickte, gestand sie sich mit Genugtuung, daß ihr eigenes Bild nicht aus dem Rahmen fiel.

In einem kleinen Saal hielt das Prinzenpaar Cercle. Dorthin schob man sich in Ehrfurcht.

Auch Lena versuchte, zu schauen, drang aber nur bis zu einem Tisch vor, auf dem ein großes Blumenarrangement stand. Es war mit Beilchentuffs beladen. Durch eine unvorsichtige Bewegung des Mädchens lösten sich einige Sträuße und fielen zu Boden. Lena blickte sich und füllte sich die Hände damit, um sie zurückzulegen.

Eine weißhaarige Dame im Spitzentuch, die in der Nähe saß, sagte lächelnd: „Nicht so, meine Liebe, gehen Sie nur mit den Blumen zur Prinzessin. Sie ist sehr gnädig heute.“

War das ein Befehl? Sie ging gehorham, willenlos. Ihre Wangen flammten. So sah sie blütenjung aus.

Als sie mit den Beilchen kam, öffnete sich ihr eine Gasse und schloß sich hinter ihr. Pflögly stand sie vor der Prinzessin. Sie war keines Gedankens mächtig. Nur ein Instinkt gebot ihr: in die Knie sinken. Aber wie die grauen Augen der jungen Fürstin nur mit kühler Freundlichkeit prüfend auf ihr ruhten, erstarrte der Ueberchwang, und wie von einem fremden Geist getrieben, neigte sie sich langsam und kunstvoll, wie sie die anderen sich neigen gesehen.

Und die Prinzessin nahm ein Sträußchen, zog eine Goldmadonnenförsche und reichte der Bestürzten einen Hundertmarkschein.

Ein General bemerkte die Bewunderung des Blumenmädchens. „Nicht so, mein Herr, was für ein unedelmütiger Lächeln zu seiner Nachbarin hinüber, und als er sah, wie Selene den Schein in ihren Handtäschchen preisgab, wendete er sich zu ihr: „Nicht doch, Komteschen, zur Schau tragen müssen Sie Ihre Werte, wenn Sie nun mit Ihren Beilchen weitergehen, damit, damit Sie noch mehr so reichliche Spenden erhalten. Re-

men Sie einen Keller.“ Er reichte ihr eine silberne Schale. „Komteschen — Das Blut rauschte in ihren Ohren. Es war möglich, daß man sie für ein Grafenkind hielt? Ihre Gestalt straffte sich, ihr Schritt wurde sicherer und ihr Blick mutiger. Als sie vor den Prinzen trat, spielte ein kleines, scheinbar werbendes Lächeln um ihren Mund. Und der Prinz sah den blauen Schein auf ihrem Silberteller und fügte eine ebenso große Stimme hinzu.

Natürlich bemerkten die Damen und Herren des Geistes, wieviel Glück die Fremde machte. Natürlich schenkten sie der von den hohen Herrschaften ausgezeichneten mit Gefälligkeit ihre Aufmerksamkeit. Die Goldstücke sprangen und flangen auf Lenas Sammelkeller.

Sie betrachtete das Geld, das sich vor ihr häufte. Ihre lachenden, sorglosen Hügel erriethen. Ihr Auge wurde dunkel. In ihren Schläfen bohrte ein Schmerz, als wollte sie ein Schwindel überfallen. Sie setzte sich auf den nächsten Stuhl. Jemand stellte ein Tablett mit Limonaden und Süßigkeiten vor sie hin. Neben dem Tablett stand die Schale voll Geld.

Mechanisch nahm sie von den kleinen Kuchen. Sie fühlte unklar, daß sie Zeit zum Ueberlegen gewinnen und von sich ablenken müsse.

Allmählich wurde es leer in ihrer Nähe. Im Vestibül beschrieb die Prinzessin Anichtsarten mit ihrem Namen, die zum wohlthätigen Zweck versteigert werden sollten. Hier drängte sich jetzt die Menge. Die jungen Mädchen mit den Beilchensträngen strichen noch immer durch die Säle und nahmen Geld ein. Eine, der es unbequem wurde, die vielen Münzen zu bergen, überließerte sie einer würdevollen älteren Dame in goldbraunem Samt, von der Lena als von der Oberhofmeisterin sprechen hörte.

Sie wußte nun, was von ihr erwartet wurde.

Pflögly erhob sie sich und blickte umher. Niemand war am sie, niemand in den benachbarten Räumen. Sie pinnete ihr Leberbrotchen und ließ das Geld aus dem Silberteller hineingleiten. Dann machte sie sich noch einmal an den Erfrischungen zu schaffen und setzte die Kuchenplatte auf die Goldschale. Nun mußte diese unbeachtet bleiben.

Ohne Haß, in der bewußten Absicht, in ihrer Nähe gehen zu werden, wählte sie durch eine Flucht von Zimmern, in denen plaudernde Gruppen schwirrten, den Ausweg zum Ausgang.

Langsam stieg sie die Treppe hinunter. Dort standen die Lafaien mit den Adlern in den Truffeln und dienernten. Der Türhüter rief die Worte vor ihr auf: „Vesehen Sie die Karte?“

Sie nickte, weil sie sich schämte, nein zu sagen.

Das Auto fuhr neben den königlichen Wagen an, die auf den Ausbruch der Hofgesellschaft barrierten und um die schon wieder eine Volksmenge gedrängt war.

Sie teilte sich, als Lena zu ihrem Wagen schritt.

Der Chauffeur fragte nach dem Ziel der Fahrt.

Das war un erwartet. Sollte sie die Proletariergegend nennen, in der sie wohnte? Oder das nicht mit der unwürdigen Geschäftsviertel, aus dem sie um 8 Uhr den Bräutigam abzuholen versprochen?

Sie sagte entschlossen. „Halten Sie bei Wertheim!“ Die Wälschinsauße die Leipziger Straße entlang. Unterwegs tat Lena einen verbotenen Blick in ihr Täschchen. Es mußten an die hundert Mark sein, die sie durch den Hof gehoben. Sie wagte nicht, genau zu zählen, weil sie, hell vom Vogenlicht der Straße beschienen, in dem weißen Wagen mit den großen Scheiben sah.

Sie sah stocksteif. Das sollte Gleichmüt bedeuten. Denn sie wählte hundert verfolgende Augen auf sich gerichtet. — Eine entsetzliche Angst wirkte durch ihren ganzen Körper.

Bei Wertheim mischte sie sich ins Gewühl. Das beruhigte. Sie ließ von Stockwerk zu Stockwerk, benutzte den Fahrstuhl hinab und wieder hinauf, um ihre Spuren zu durchkreuzen. Dann fiel ihr ein, daß sie etwas kaufen müsse, damit sie den Kriminalbeamten, die in den Warenhäusern beobachtet, nicht durch ihre Manövrierkunst verdächtig wurde. Erst bei diesem Gedanken überwältigte sie die Vorstellung des vielen Geldes, das sie bei sich trug.

Was sollte sie kaufen? Handtasche? Eine Uhr? Ein Dovern-glas? Einen Rotenschnitz? An dem allen strichen ihre Blicke vorüber, die Wille war ausgeschaltet. Das viele, viele Geld! Wer sollte mit solchem Wohlstand Besonnenheit behalten?

Pflögly sah sie Berlen. Es waren mechte, aber vorzüglich nachgeahmte Perlen. Man zeigte ihr eine edle Schnur daneben, die zweitensend Markt wert war. Die falsche kostete hundert. Sie kaufte, zahlte und rannte davon.

Nun stieg sie in eine Straßenbahn. Sie fand nur einen Steckplatz und wurde von einem Mann, der Handwerkzeug auf der Schulter trug, gestochen. Der Mann roch nach Schweiß.

Sie dachte an das Auto und an die königlichen Kutschen und weinte fast vor Unbehagen.

Sie überlegte, ob es nötig sei, Richard das ganze Geld zu geben. Es wäre wunderbar, manchmal Auto zu fahren und in eine Konditorei zu gehen, in der man aus feinen chinesischen Tassen trank. Oder in einem Theater die Perlen zu tragen. Und für eine vornehme Dame gehalten zu werden. Richard, der Schulden abbezahlen mußte, würde sie fürs erste nicht ausführen. Und die Hochzeit würde wohl auch verschoben werden, — die erste Gelegenheit, bei der sie ihre Perlen vor vielen Menschen anlegen könnte. „Richard's Brautgeheim“ würde sie der Mutter sagen und den Schatz dahin verschieben. Aber ihm selber? Wie ihm ihren Besitz erklären? Welch ein Hohn auf ihn, daß sie eine Geldsumme, mit der er neu an seiner Zukunft hätte bauen können, für Tand verschwendete!

Sie würde ihm etwas verschwinden lassen über die Herkunft des Schmuckes. „In Toilettenangelegenheiten werden die Männer immer von den Frauen angeführt“, dachte sie, trat in einen Kaufsturz, legte die Perlen um den Hals und ließ das feidenegeputzte Kästchen zurück.

Richard erwartete sie an einer Straßenecke in der Nähe des Gelehrten. Sie kam spät. Ihr Gesicht glühte. Er machte ihr Vorwürfe, daß sie ihn gestern im Stich gelassen. Er sah gereizt aus. Sie hielt ihm ihr Täschchen entgegen. „Richard, du behältst deine Stellung!“

„Mein Gott, du hast das Geld?“ rief er, heiser von Ungeduld, und griff in Hast danach.

Seine Stimme, seine Bewegungen, die ängstliche Gier in seinen Augen verletzten sie. Auch fiel ihr auf, daß die Farbe seiner Arawatze unheimlich war und sein Gut einen abgerissenen Hand hatte.

Sie trat einen Schritt zurück, ihre Züge veränderten sich.

Er bemerkte es. „Vest du mir das Geld ungen, Lena?“

Sie warf den Kopf zurück. „Ich leh' dir's nicht, ich leh' es dir.“

Er schob befängigend seinen Arm in den ihren. „Aber du mußt doch deine Maschine wieder einlösen.“

Sie blickte zu Boden. „Ich habe meine Maschine nicht verpfändet.“

„Du hast — nicht...? Ja, aber... wie hast du dir das viele Geld verschafft?“

„Komm, wir gehen durch den Park, unterwegs erzähle ich“, antwortete sie betrogen.

„Wir wollen uns erst eine Viertelstunde zu Achingen setzen. Dort erzähle. Ich muß ein Brotchen essen, ich solle um vor Hunger.“

„Zu Achingen?“ fuhr es ihr heraus. „Da ist es rauchig und riecht so nach Essen.“

„Wir gehen doch immer zu Achingen — ist dir's da nicht mehr fein genug?“ Er schien zu glauben, daß er einen Witz gemacht habe, und lachte breit über sich selbst.

Ihr Aerger darüber ließ sie die Borricht vergessen.

„Rein, ich finde solche Bierlokale sehr gewöhnlich. Ich würde auch deine Arawatze höflich. Die Herren heute nachmittag trugen alle Selbstbinder.“

„Welche Herren?“

Jetzt wollte sie ihren Trampf anspielen. „Die Herren vom Hofe“, sagte sie ganz kühl und selbstverständlich.

Er rief die Augen auf. Sie lächelte. Für dieses Lächeln hätte er ihr ins Gesicht schlagen mögen.

Sie legte den Kopf auf die Schulter und sah ihn von der Seite an. Die jähe Abneigung gegen seine Kleinbürgerlichkeit weckte Lämionen in ihr, von deren Rude sie sich keine Rechenschaft gab. Sie wollte nur tragen, verwirren, beunruhigen und sich ein wenig injizieren.

Sie bog in die dunklen und einsamen Partwege ein. Richard hielt ihren Arm umklammert. Fast schmerzte sie sein Druck. Es erschien ihr roh, so von ihr Besitz zu nehmen. Sie dachte an die Handtasche, an das Keigen und Beugen der Skavaliere vor den schönen stolzen Frauen, die so huldreich zu gewähren und zugleich so unnahbar Distanze zu halten verstanden. Sie versuchte ihren Arm zu befreien.

Richard blieb stehen und trat ganz nahe an sie heran. Beim schwachen Schein einer Laterne, der durch die falschen Zweige fiel, sah sie, daß seine Augen hervorquollen. „Wobon redest du?“

„Selene, woher hast du das Geld?“ Sie rief sich los. Sie bewegte die Schultern. „Die Prinzessin hat es mir geschenkt“, erklärte sie entschlossen und machte sich den innerlichen Vorbehalt, ihm in ruhiger Stunde den halb ungewollten Betrag, den sie mit dem Gelde begangen, zu gestehen. Heute würde ihre Unvollständigkeit ihn über Gebühr erregen.

Richard stand ganz still mit zusammengebeißenen Zähnen und forschte in ihrem Gesicht. Zu seine Augen stieg etwas Böses, Lauerndes. „Die Prinzessin —“ wiederholte er höhnend. „Ich hätte nie gedacht, daß die hohen Herrschaften so großmütig sind. Ich werde mich bei der Prinzessin für die Gnade bedanken müssen, denn du hast sie doch für mich um die Summe gebeten.“

„Das wirst du nicht tun!“ rief Lena heraus. „Du würdest dich lächerlich machen.“

„Lächerlich machen — ich mich —“

„Nein — Sein unbedeutendes, glattes Gesicht verzerrte sich. Lena entlegte sich vor diesem fremden, wilden Ausdruck. „Und soll wohl noch Dank sagen, daß du mich lächerlich machst, daß du mit dem „noblen Herrn vom Hofe“, der dich mit dem Geld bezahlte —“

„Richard!“ schrie sie, „was hast du für Gedanken!“

Der blinde Horn der Eiferjucht übermächtig ihn. Seine Hand griff während nach ihrem Hals. Da fühlte er die Perlen, die unter seinen Fingern zerbrachen und ihm ins Fleisch schmiten. „Wohin hast du den Schmuck?“

„Ich hab' ihn mir gekauft“, pim-merte sie.

Sein Lachen geste durch die Stille. „Gekauft — dies fürstliche Schmuckstück. Du mußt besser lügen können, Lena, wenn du schon so gut betrogen kamst. Nenne mir den Namen — oder —“

Das Mädchen stampfte mit den Füßen den Boden. „Ich habe keinen Namen zu nennen! Du beleidigst mich. Sprich noch ein Wort in diesem Ton, so nehme ich mein Geld und laufe weg und bin für immer mit dir fertig. — Ich brauch' dich nicht!“

„So nimm dein Geld!“ Er schleuderte die Tische, die er noch hielt, in weitem Bogen ins Gebüsch. „Aber daß du dem andern nicht nachläufst, dafür will ich wohl sorgen.“

„Ich hab' nie viel Worte machen können von meiner Liebe zu dir, — heut' sollst du daran glauben lernen. Ich teile dich mit niemand...“

Endlich merkte sie, daß es ernst wurde. Ihr vergingen die Sinne. In halber Betäubung nahm sie wahr, daß in Richards Hand eine Waffe blitzte und daß er sprach: „Dieser Revolver sollte mich befeite bringen, falls der Chef mich chlos machte. Nun bist du ihm zuvorgezogen.“

„Aber die Junge war ihr vor Grauen gelähmt.“

Er drückte ab, sie brach zusammen. Als er sah, wie sie sich am Boden wand, kam ihm das Bewußtsein seiner Tat. Er fühlte nur: „Zus Nichts!“ Das zweite Mal gelte er besser. Schwer und reglos stürzte er zur Erde.

Menschen fanden sich ein, neugierige und hilfreiche. Schulleute wurden geholt. Man brachte die Sterbende in ein Krankenhaus und versuchte ihr letzte Augenblicke zu entziffern. Sie lastete mit ihrem Blick: „Ich bin — die Hofdame der — Prinzessin — und trage — ihre Perlen — die gab sie — mir — für die Beilchen.“

Im Flugzeug über die Zentralalpen.

Von A. V. Ammann.

Am 25. Juli, früh am Morgen, fuhr ich zum Flugplatz in Dübendorf. Mein Wälschlein war sichtbar und sein Blättchen bewegte sich an den Sträußern, Flugmeter, wie man es nicht besser wünschen könnte. Ich hatte mich auf dem Kommando angemeldet und die Bewilligung zu einem Flug erhalten, nachdem ich mit meiner Unterschrift auf jeden allfälligen Schadenersatz Verzicht geleistet hatte. Alle momentanen Bedenken waren verschwunden, und ich freute mich ungetrübt auf die kommende genutzreiche Stunde.

Mit meinen beiden Zetteln, der eine die Bewilligung, der andere den Bon für Sturzhelm, Jute und Brille enthaltend, begab ich mich auf das Flugfeld. Da fand ich einige Flugschüler im Grase liegen, die mit fadengemäher Kritik ihre Schulmaschine verfolgten, die abwechselungsweise von den jungen, angehenden Piloten bestiegen wurden. Im Hangar traf ich einige Fliegeroffiziere und ließ mir von ihnen einen jungen Piloten wählen, der mich durch die Lüste steuern sollte. Der kaum vierzehn Tage alte Militärflieger-Adjutant Unteroffizier hat seine Sache gut gemacht.

Der für uns bestimmte Doppelrumpf-Doppeldecker wurde „Flugbereit“ gestellt, während wir uns Sturzhelm und Sturmjade verschafften und die obligatorische Zigarette rauchten. Mein Pilot prüfte nachmals alle Spannkräfte, dann schlüpf-

ten wir in die Jacken, schnallten den Sturzhelm auf und bestiegen den Apparat.

„Also — ab, keine zu scharfen Kurven“, rief ich ihm zu, dann fing der Motor an zu pfeifen, setzte noch einmal aus, und es ging rüttelnd und schüttelnd über Sied und Stein. Es sah aus, als würde man Millionen von Fäden unter unsern Füßen durchziehen. Jetzt hatte das Schütteln nachgelassen, die Striche waren verschwunden, und schon waren mir einige Meter über der Erde. In einer Spirale wand sich unser Vogel hinauf in sein Reich, und bald hatten wir die Schuppen tief unter uns. Immer freieren wir noch über dem Flugplatz und schon folgte uns ein Begleiter. Als wir ungefähr 600 Meter Höhe erreicht hatten, nahmen wir Kurs nach West. Südlich von uns lag Zürich und unter uns die Maschinenfabrik Dörlitz. Ueber den großen Gasometern bei Schlieren, die uns schon vorliefen wie drei Reismägel, wandten wir uns nach Süd-West, Richtung Luzern.

Zwischen hatten wir eine Flughöhe von 1800 Meter erreicht. Die Seen links, rechts, vor und hinter uns, sahen sich an wie Wasserpfützen. Die Berge waren zu Hügel geworden und die Wälder bedeckten sie wie Moos. Feine weiße Striche teilten die Felder in alle möglichen Figuren. Es waren die Strahlen, die von schwarzen geraden Linien, den Eisenbahnen, durchquert wurden. Ich erblickte hier einen Zug, dort einen Dampfer; jener sah aus wie ein frisch ausgeschlüpftes Käupchen, dieser wie ein in ein Wasserbecken gefallenes Müddlein. Die Dörfer und Städte präsentierten sich wie Nürnberg Spielwaren und einzelne Gebäude wie Kieselsteine. Die Ferneralepen strahlten in der Morgenjonne uns wie Diamanten entgegen. Wir flogen über den Alpi. Jetzt gingen wir etwas tiefer und begrüßten Luzern mit einer Schleiße.

Beinahe eine Stunde waren wir im unterwegs, und es fröhliche mich allmählich trotz dem heißen Julitage verat, daß ich, in die Hände hauchte und sie tüchtig zu reiben anfang. Immer noch schienen die Dörlitz langsam unter uns wegzuschleichen, obgleich wir mit einer Geschwindigkeit von 120 Km. durch die Luft sausten. Aber ich fühlte mich dabei so wohl und frei, daß ich zu singen und pfeifen begann, trotzdem der Lärm Motor und Propeller alles überdeckte. Wir steuerten wieder Zürich entgegen und konnten im Norden, gegen Deutschland hin, eine sonderbare Naturerscheinung beobachten. Der Himmel teilte sich durch eine Linie in zwei Hälften (scharf ab; es schien mir ein Aquarium zu sein, auf dessen Wasserpiegel Pflanzen schwammen. Sie ignitt wunderbare Kapharwolken entzwei, von welchen der obere Teil schneeweiß herausragte, der untere wie im Schilom verfunten, schwarz sichtbar war. Wieder begegnete wir einem Kameraden, diesmal aber nicht einem Piloten, sondern einer kleinen, weißen, mulligen Wolke. Sie warf einen Schatten auf die Erde, von uns aus gesehen mindestens fünfzigmal größer, als die Wolke in Wirklichkeit war. In ihrem Schatten saßen die Flüsse nicht mehr aus wie silberne Bänder, wie sie der Dichter befinzt, sondern wie graue Würmer, die im Rote wühlten.

So studierten wir auf der Rückfahrt die Eigentümlichkeiten der Welt, während wir auf der Hinfahrt in Landschaft bewundert hatten. Ich war nicht angenehm überrascht, als ich Zürich beinahe unter uns erblickte. Wir hatten das Maximum unserer Flughöhe erreicht und kreuzten in 2100 Meter Höhe über der Limmatflaß.

Da ein Rud — unwillkürlich hielt ich mich fest, weil ich glaubte, so nicht herunterstürzen zu können — und in steilem Gleitflug ging es in drei Minuten aus 2100 Meter auf 700 Meter hinunter. Ein Brummen und Summen hörte in meinen Ohren, daß ich glaubte, das Trommelfell zerpringe. Dann wurde es wärmer, als käme man in die Nähe eines Feuers, und mir war es, als glühte ich vor Hitze. So glitten wir in der Höhe von einigen hundert Metern über den Zürichberg abwärts, dann über Bäume hinweg und zuletzt mit schwindelnden Gefühlen wieder über die Millionen Fäden und Striche der Gräser und Steine. Einige schwache Schläge, ein Rollen, und unser Vogel stand, seinen Atem verlierend, vor seinem Nest.

Ich drehte mich um, reichte dem jungen Militärflieger die Hand und gratulierte zur glatten Landung. Dann verliefen wir die Maschine, gubneten eine Zigarette an, zogen uns um und meldeten uns beim Kommandanten zurück. Anderthalb Stunden nur hat der herrliche Flug gedauert.

— Verteilter Platz. Goh (in der Gartenwirtschaft): „Die Koltschaze ist nicht frisch, die Sie meiner Frau gebracht haben; das riecht ich bis hierher!“

Kellner (höflich): „Weil der Wind gerade aus dieser Richtung kommt, mein Herr... Sie müssen sich rechts neben die Frau Gemahlin setzen!“